Das Diamanten-Kreuz.

Amerikanische Skizze von Albert Herrmann.

Eines Tages betrat eine schön und reichgekleidete Dame den Laden der Juwelenhändler von Stephens & Martley am oberen Broadway in New York. Sie war in einer eleganten Kutsche vorgefahren, die vor der Thür auf sie wartete, und bat, man möge ihr Diamantenkreuze zeigen.

Der Verkäufer legte ihr eine Anzahl sehr werthvoller Kreuze vor, welche Edelsteine von großer Reinheit und Schönheit enthielten.

Nach längerem Bedenken wählte sie endlich eines derselben aus und fragte nach dem Preise.

„Dreizehnhundert Dollars," erwiderte der Verkäufer.

Die Dame entnahm ihrem Portemonaie zwei knisternde neue Banknoten und überreichte sie dem jungen Manne, welche sie zu dem Kassirer trug.

Der Letztere prüfte die Scheine sehr sorgfältig, um zu sehen, ob sie echt seien; dann öffnete er die Geldschublade, um den überschießenden Rest herauszubezahlen. Da er aber sah, daß er nur einen geringen Vorrath an kleineren Noten hatte und er sich nicht gänzlich von denselben entblößen wollte, sandte er die beiden Scheine der Dame zurück und ließ fragen, ob sie nicht in minder hochwerthigen Noten zahlen könne.

Der Käufer entledigte sich seines Auftrages, indem er gleichzeitig die beiden Scheine vor die Dame auf den Ladentisch hinlegte.

Lächelnd nahm sie dieselben in die Hand und fragte, ob sie nicht gut seien, und als ihr der Sachverhalt erklärt wurde, öffnete sie das Portemonaie und zeigte, daß dasselbe außer weiteren drei Tausenddollar-Banknoten nur einen ganz geringen Betrag in klingender Münze enthilt.

Der Kassirer warf nun die ihm neuerdings übergebenen Scheine ärgerlich in die Schublade, zahlte den überschießenden Betrag von 700 Dollars aus und wandte sich verdrießlich einer anderen Arbeit zu. Die Dame aber schwebte mit ihrem Diamanten-Kreuz lächelnd aus dem Laden, bestieg ihre Kutsche und fuhr davon.

Eine Stunde später sah sich der Kassirer gezwungen, wieder die Geldschublade zu öffnen; dabei fiel sein Blick auf die Tausenddollarnoten, und eine eigenthümliche blaue Linie sprang ihm in die Augen. Er untersuchte dieselbe genauer und fand, daß beide Scheine falsch waren. Er zweifelte nun keinen Moment, daß die Dame, als er die beiden Banknoten zurückgeschickt hatte, dieselben zurückbehalten und statt dessen Falsifikate hergegeben hatte. Es war zu spät, um die schöne Schwindlerin selbst zu verfolgen, und die Firma ließ einen als geschickt bekannten Detektive rufen. Derselbe kam sofort.

Der Verkäufer war zwar sicher, das Gesicht der Dame sofort wieder zu erkennen, er erinnerte sich auch, daß sie in blaue Seide gekleidet gewesen war und einen Spitzenshawl getragen hatte; aber ihr Antlitz zu beschreiben, war er außer Stande. Er berichtete nur noch, daß die Kutsche Räder mit bronzirten Speichen hatte.

Mr. Martin, der Detektive, notirte sich Alles und verließ den Laden mit nur geringer Hoffnung auf Erfolg; er war aber trotzdem entschlossen, die Angelegenheit ernstlich zu verfolgen Mehrere Tage hindurch sah er sich in den Straßen nach einer Kutsche mit bronzefarbigen Rädern um — anfangs vergeblich; endlich, nach fast einer Woche, erblickte er ein rasch dahin rollendes Fuhrwerk, das völlig der ihm gegebenen Beschreibung entsprach. Er ließ den Rosselenker halten und fragte ihn aus.

Das Gespann war ein öffentliches, und der Kutscher erinnerte sich, daß er vor mehreren Tagen eine Dame in blauem Seidenkleide nach Stephens & Matley's Geschäft gefahren habe. Die Lady habe seinen Wagen am Union Square, wo er zu jener Zeit gehalten, auf unbestimmte Zeit engagirt; nach dem Besuche der Juwelenhandlung habe er sie nach einem Modewaarengeschäft in der Sechsten Avenue gefahren, wo sie ihn entlassen. Seitdem hatte er sie nicht wieder gesehen.

Der Detektive notirte sich die Nummer des Kutschers und entließ ihn. Für jetzt war nichts weiter zu thun; er sandte jedoch eine allgemeine Beschreibung des Frauenzimmers und des Diamanten-Kreuzes nach den größeren Städten des Landes.

Nach Verlauf einiger Monate erhielt Mr. Martin von einem Collegen in Boston die Nachicht, daß ein berüchtigter Spieler mit dem Spitznamen „Jumping Johnny", der bereits zweimal wegen Falschmünzerei im Zuchthause gesessen habe, in jener Stadt kürzlich in vertrautem Verkehr mit einer Frau gesehen worden sei, welche in der Columbus Avenue wohne und Martin's Beschreibung jenes Frauenzimmers, das bei Stephens & Martley den Schwindel verübt, so ziemlich entspräche. Gerade weil die Frau in der Columbus Avenue wohne und ihre Erscheinung für eine so enge Verbindung mit „Jumping Jonny" zu respectabel erscheine, müsse dieser Verkehr Verdacht erregen.

Der Benachrichtigte hatte nicht das Vergnügen, „Jumping Johnny„ zu kennen; allein er reiste noch an demselben Abend nach Boston ab, um sich nach der Frau umzusehen und nahm den Verkäufer von Stephens & Martley mit, damit auch dieser sich dieselbe ansehe. Dort angekommen, begab er sich auf das Polizeiamt und ließ sich ein paar Polizisten mitgeben; darauf verfügte er sich nach dem bezeichneten Hause in der Columbus Avenue.

Er postirte einen Polizisten auf dem Trottoir und einen zweiten in der Gasse hinter dem Hause und wies sie an, auf die Hinterpforte und das Dach ihr Auge zu richten. „Ich will „Jumping Johnny" nicht haben," erklärte er den Beamten; „ich bin hinter einer Frau her, welche Diamanten erschwindelt und Falschgeld verausgabt hat. Wenn Sie eine Frauensperson aus dem Hause entfernen sehen, so halten Sie sie fest!"

Der Name auf der an der Thür befestigten Porzellanglocke lautete einfach: „Lorrison".

Martin zog die Klingel, und nach einigem Verzuge, während dessen er bemerkte, daß ein paar Augen hinter den Fensterläden des Kellergeschosses ihn und seinen Begleiter scharf betrachteten, wurde die Thür durch eine sehr ordinär aussehende Magd mit wirrem, brandrothem Haar geöffnet. Dieselbe stellte sich in die entstandene Oeffnung und fragte nach dem Begehr der beiden Fremden.

„Ich möchte gern Mrs. Lorrison sprechen; ist sie zu Hause?" begann der Detektive.

„Weiß ich nicht," kam es unfreundlich zurück.

„Haben Sie die Güte, dies gefälligst zu ermitteln," fuhr er fort, „unser Geschäft ist sehr dringender Art."

„Was ist es?"

Martin legte seinen Finger geheimnißvoll af die Lippen, während er ihr zuflüsterte: „Es geht nicht an, dies hier auf der Straße zu erklären; ich bemerkte soeben auf dem Trottoir ein paar Gesichter, die Spürhunden der Polizei verdammt ähnlich sehen."

Das Mädchen blickte ihn an, als verstände sie ihn ohne Weiteres, und indem sie ihm zublinzelte, kam es über ihre Lippen: „O, Sie gehören auch zu uns, nicht wahr? Bitte, treten Sie ein!" Sie führte die beiden Herren nach einem geräumigen, hübsch möblirten Parlor und ließ sie dort allein.

Wenige Minuten später sahen sie durch die offene Thür eine elegant gekleidete Dame die Treppe herabkommen.

„Wahrhaftig," raunte der erstaunte Verkäufer dem neben ihm Sitzenden zu, „das ist die Dame, welche das Kreuz gekauft hat!" Martin's Augen leuchteten auf; er befand sich also endlich auf dem richtigen Wege.

Inzwischen betrat Mrs. Lorrison in stolzer Haltung das Zimmer, die beiden Besucher mit forschenden Blicken betrachtend; sie war ein bildhübsches Weib. Augenscheinlich erinnerte sie sich des jungen Verkäufers nicht, oder, wenn dies der Fall war, so beherrschte sie sich vollkommen.

„Dieser Herr hier," begann Martin, auf seinen Begleiter weisend, „ist ein Angestellter der Firma Stephens und Martley in New York."

Sie wurde ganz bleich und griff nach einer Stuhllehne, um sich zu stützen.

„Ich, Madame;" fuhr er fort, „bin ein Mitlied der New Yorker Criminalpoliei. Wir kamen hierher wegen eines Diamanten-Kreuzes, das sie vor einigen Monaten von Stephens & Martley kauften und mit falschen Banknoten bezahlten."

Sie sank auf einen Stuhl und zitterte am ganzen Körper. „Welche Strafe steht darauf?" fragte sie nach einer Weile.

„Darüber wollen wir später sprechen. Ist dass Kreuz noch in Ihrem Besitze?"

Ihre Gesichtszüge erhellten sich und sie sah den Geheimpolizisten leuchtenden Auges an. „Ich habe es noch!" rief sie; „wollen Sie mich straffrei ausgehen lassen, wenn ich das Kreuz und das Geld zurückgebe? Ihnen ist es doch sicherlich nur darum zu thun, daß Ihre Auftraggeber keinen Verlust erleiden! Ich gebe Ihnen Alles zurück und noch mehr dazu, wenn Sie mich nicht verhaften!"

Sie saß da, die Hände ringend, ihre schönen Augen voll Thränen, ein Bild voll Verzweiflung, das ein Stein rühren mußte. „Sie wissen nicht," fuhr sie fort, „was es heißt, zu einem Leben, wie dem meinigen, verdammt zu sein; Sie ahnen nicht die Pein, von Jemandem, der Einen ganz in seiner Gewalt hat, zu allen möglichen Verbrechen gezwungen zu werden! Gott weiß es, ich würde besser sein, wenn ich könnte."

„Unser Zweck ist vornehmlich, das Eigenthum der Herren Stephens und Martley wieder zu erlangen; doch kann ich Ihnen vor der Hand keine Straffreiheit versprechen. Geben Sie das Kreuz und die 700 Dollars zurück, und wir wollen Ihren Fall weiter erwägen."

Mrs. Lorrison erhob sich, um das Gemach zu verlassen, und jetzt erst fiel es den Herren auf, wie klein sie, selbst für eine Frau, war; ihre stolze Haltung hatte sie vorher größer erscheinen lassen; sie ging in das anstoßende Zimmer und schloß die Thüre.

Martin sandte seinen Begleiter in den Flur und beauftragte ihn, die andere Thür nicht aus den Augen zu lassen, während er selbst im Parlor blieb. Er fürchtete nicht, daß ihm der Vogel entfliehen könne, denn er wußte, daß sie das Haus nicht zu verlassen vermochte, ohne von den draußen aufgestellten Polizisten bemerkt zu werden. Mrs. Lorrison blieb lange Zeit fort, während man ein lebhaftes Gespräch im Nebezimmer vernahm; besonders waren die kreischenden Töne einer Knabenstimme deutlich zu unterscheiden, ohne daß indessen die einzelnen Worten verstanden werden konnten.

Endlich war der Detektiv des Wartens überdrüssig, und er stand schon im Begriffe, in das Nebengemach einzudingen, als die Thür aufging und ein mißgestalteter Knabe heraustrat, der an einer Krücke hinkte. Derselbe mochte höchstens 14 Jahre alt sein, war bucklig, und eine abscheuliche strophulöse Narbe entstellte die eine Hälfte des Gesichtes. Während des Oeffnens der Thür sah Martin, daß die Herrin des Hauses in einem Armstuhle saß, ein Taschentuch vor die Augen hielt und anscheinend weinte.

„Meine Mutter hat mich beauftragt, Ihnen dies zu überreichen," sagte der Krüppel mit derselben krähenden Stimme, die vorher hereingedrungen war; „in wenigen Minuten wird sie selbst wieder hier sein. Sie werden sie doch nicht verhaften, mein Herr?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete der Detektiv, indem er ihm das Diamantkreuz abnahm und in die Tasche steckte. „Wo sind die siebenhundert Dollars?"

„Ich bin auf dem Wege, das Geld zu holen," sagte der Knabe, indem er einen ausgefüllten Check zeigte! „warten Sie nur kurze Zeit, und Sie sollen befriedigt werden." Er hinkte aus der Thür, die Straße hinab, seine Klumpfuß beschwerlich nachschleppend.

Martin war froh, den abscheulichen Anblick nicht mehr vor Augen zu haben. Er wartete länger als eine Viertelstunde, aber weder Mrs. Lorrison noch der Knabe ließ sich sehen. Zuletzt war seine Geduld erschöpft; er öffnete die in's Nebenzimmer führende Thür, und auf den ersten Blick sah er, daß die Dame des Hauses noch immer in der vorigen Stellung saß. „Kommen Sie!" rief er ihr zu; Sie haben später noch genug Zeit zum Weinen. Kleiden Sie sich zum Ausgehen an und folgen Sie mir!"

Die Angeredete rührte sich jedoch nicht,, und als er sie an der Schulter berührte, erfolgte ein rohes Auflachen der Dasitzenden. Das Taschentuch fiel herab, und die ordinären Züge der Dienstmagd wurden sichtbar; sie steckte in den Kleidern ihrer Herrin, und ihr wirres, rothes Haar war durch eine blonde Perrücke bedeckt, die ihrer Herrin Haar vollkommen glich. „Sie dachten, ich sei die Dame des Hauses, nicht wahr?" rief sie aufspringend. „Dank Ihrer Höflichkeit, daß Sie so lange warteten, ist Madame jetzt vollständig außer ihrem Bereiche, wenn ihre Krücke und der schöne Klumpfuß ihre Eile nicht beeinträchtigt haben."

„Zehntausend Teufel!" schrie der Detective, sie heftig am Arm packend und schüttelnd, „Sie sagen, daß —"

„Ja, das sage ich;" fiel sie ihm grinsend in's Wort. „Das konnten Sie nicht vermuthen, daß die schöne Lady sich so häßlich machen könne, nicht wahr? Herr Detectiv, Sie sind hübsch angeführt!"

Martin ließ ihren Arm fahren; er lief in den Flur, riß den Verkäufer mit sich fort, und als er aus der Hausthür auf die Vortreppe trat, blickte er die Straße entlang. Aber keine Spur des angeblichen Krüppels war mehr zu entdecken. „Der Vogel ist ausgeflogen," sagte er, grimmig auflachend; Mrs. Lorrison ist uns entwischt, jedenfalls aber haben wir das Kreuz!" Er holte dasselbe aus der Tasche hervor und reichte es dem Begleiter.

Dieser nahm es und reichte es im Sonnenlichte hin und her.

„Es ist sehr schön," versetzte der Detectiv, ihm über die Schulter blickend.

„Ja," erwiderte der junge Mann traurig lächelnd, „es ist sehr schön."

„Diese Diamanten sind ungewöhnlich hellstrahlend."

„Ja, ungewöhnlich strahlend für — falsche Steine! Es ist die beste Nachahmung, die ich jemals gesehen habe."

„Ist das nicht Ihr Kreuz?" fragte der Detectiv verwundert.

„Die Einfassung ist die unsrige," antwortete sein Begleiter. „Die Diamanten sind nichts als geschliffenes Glas oder anderes werthloses Material."

Es war nichts weiter zu thun. Die verschlagene Frauensperson war, wahrscheinlich mit dem erschwindelten Gut in der Tasche, unbehelligt an ihren Verfolgern vorbeigegangen und befand sich nunmehr bereits in Sicherheit.

Regiment—.

Humoristische Plauderei von Freiherr von Schlicht.

Zum ersten Mal steht das Regiment auf dem großen Exercierplatz. Bisher hat man nur in den Kompagnien, höchstens einmal im Bataillon „gewurzelt", nun aber hat der Herr Oberst die Sache selbst in die Hand genommen, jetzt geht's los. Kein anderer Mensch kann irgend etwas so gut machen wie er selbst — wenigstens nach unserer eigenen, allein maßgebenden Ansicht. Dies gilt natürlich noch viel mehr beim Militär. Der Häuptling, der dem Exerziren seines Lieutenants zusieht, hat im Stillen tausenderlei zu tadeln und auszusetzen; der Herr Major ist absolut nicht damit einverstanden, wie die Herren Hauptleute ihre Kompanien ausbilden, und wenn ein Major und Bataillonskommandeur auch kein Säugling mehr ist, sondern unter tausend Fällen neunhundertundneunzig Mal ganz genau weiß, was er will, so ist er nach der Ansicht des Herrn Oberst doch mehr oder weniger ahnungslos. Infolge dessen haben sich bei dem Exerziren durch die Unfähigkeit der Lehrer allerlei Fehler eingeschlichen, die Disciplin ist nicht so, wie sie wohl sein könnte, es ist kein rechter „Zug" in der Sache — das wird nun aber Alles anders werden, das Regimentsexerziren nimmt seinen Anfang und bei der Gelegenheit wird der Herr Oberst den Kerls und den Herren Kerls einmal zeigen, was eine Harke ist.

Die Bataillone, jedes für sich in Breitkolonne, stehen nebeneinander, die Herren Batillonskommandeure halten etwa dreißig Schritt vor der Mitte ihres Bataillons — vor der Mitte des Ganzen hält auf seinem großen Rappen der Herr Oberst, ihm zur Seite sein Adjutant — was der Letztere seinem Herrn werth ist, weiß oft nur der Herr selbst zu beurtheilen. Es soll Regimentskommandeure geben, die schon lange „a. D." oder z. D. wären, wenn sie nicht von ihren Adjutanten gehalten würden. Ein Regimentsadjutant ist allmächtig und darum werben um seine Gunst die Stabsoffiziere nicht minder als die jungen Lieutenants, die, wenn sie an den älteren Kameraden ein Goldstück im Pfennig-Skat verloren haben, nach ihrer Meinung zum mindestens ein Anrecht auf ein sechsmonatliches Kommando nach Berlin besitzen.

Nun blitzt es durch die Luft — der Herr Oberst hat zum ersten Mal vor der Front seines Regiments den Degen gezogen, und wenn Zeus, um einmal wieder zu Ansehen und Würde zu gelangen, seine Donnerkeile ergreift, kann dies auf seine Unterthanen keinen größeren Eindruck machen, als wenn der Herr Oberst, wie man sich kurz ausdrückt, „zieht". Uebrigens hat dieses Wort „ziehen" auch noch eine andere Bedeutung — man bezeichnet mit diesem Ausduck den Marsch nach halbrechts und nach halblinks. Infolge dessen passirte einem blutjungen Lieutenant einmal ein kleines Malheur. Er sollte seinen Zug vorexerziren: er that es und erwarb sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, aber als er das Kommando gab: „halbrechts — marsch", zog er plötzlich sein Schlachtenschwert.

„Aber so lassen Sie doch den Säbel stecken, Herr Lieutenant," rief man ihm zu.

Der aber beendete erst ruhig den Marsch halbrechts, kommandirte dann: „gerade — aus", und steckte dann sein Schwert wieder in die Scheide.

Und als man ihn befragte nach dem Grund seines sonderbaren Benehmens, gab er zur Antwort, er habe nur das Reglement befolgt. Man holte das Buch herbei und fand dort verzeichnet: „Marsch halbrechts, halblinks. (Ziehen." Der kleine Lieutenant hatte geglaubt, bei diesem Kommando „ziehen" zu müssen — er soll es übrigens nie wieder gethan haben.

Die Augen des Herrn Oberst schweifen prüfend über die vor ihm stehenden Bataillone — nun hebt er sich etwas im Sattel — allgemeine Spannung und Aufmerksamkeit, und nun das scharfe Kommando: „Regiment stillstehen."

„Stillgestanden," kommandiren die Bataillonskommandeure ein jeder für sein Bataillon nach, wie aus Erz gegossen stehen die Leute, nur im dritten Bataillon wackeln noch einige Helmspitzen nach, das liegt daran, daß der Herr Major mit seinem Kommando später fertig wird als seine „Kollegen", denn er kommandirt nicht „Stillgestanden", sondern „Stiiiiiillgestanden!"

„Regiment rühren," befiehlt der Herr Oberst und „Rührt Euch" befiehlt jeder Major für sein Bataillon.

„Die Herren Stabsoffiziere," ruft der Herr Regimentskommandeur und sie, die gerufen, setzen den Säbel vorschriftsmäßig auf die rechte Lende und reiten zu dem, der da in gewissem Sinne für sie die Frage entscheidet, über die schon ein Hamlet sich vergebens den Kopf zerbrach.

„Da giebt's was auf den Hut", flüstern die Haupleute einander zu — sie haben bei dem Bataillonsexerziren vor dem Herrn Major so viel Liebenswürdigkeiten zu hören bekommen, daß sie, gutmüthig, wie sie im Grunde ihres Herzens sind, wünschen, daß Derjenige, der bisher nur gab, endlich auch einmal empfängt.

Im Karriere kommen die Herrn Bataillonskommandeure zurück und gleich darauf befiehlt der Herr Oberst zum zweiten Mal: „Regiment stillstehen."

Und dieses Mal klappt es, denn der Herr Major vom „dritten" kann plötzlich gar kein „i" mehr aussprechen und kommandirt: „Stillgestanden."

„Regiment — das Gewehr über." Das hört sich so einfach an und ist doch so schwer.

„Das Gewehr über—über—üüüber," drei verschiedene Kommandos, wo es doch darauf ankommt, daß der Griff gleichzeitig von den drei Bataillonen ausgeführt wird.

„Aber meine Herren! Regiment Gewehr ab und rühren."

„Gewehr ab. Rührt Euch."

„Die Herren Stabsoffiziere!" tönt es abermals und sie, die gerufen, setzen den Säbel vorschriftsmäßig auf die rechte Lende und reiten zu dem, der da in gewissem Sinne für die Frage entscheidet, über die schon ein Hamlet sich vergebens den Kopf zerbrach.

Dieses Mal dauerte die Unterhaltung schon bedeutend länger, und je länger sie dauert, desto mehr, freuen sich die Kerls und die Herren Kerls — die Mannschaften und die Subaltern-Offiziere, denn „rühren" ist nächst dem Schlafen für jeden Soldaten die angenehmste Beschäftigung.

Was da vorne vor der Front verhandelt wird, hört man natürlich nicht, aber wer nicht zu thöricht ist, kann sich sein Theil denken.

Nun kommen die Herren im Galopp zurück und gleich darauf befiehlt der Herr Oberst zum zweiten Mal: „Regiment stillstehen und Gewehr über."

„Stillgestanden — das Gewehr — über."

Schön war es immer noch nicht, aber es ging doch schon bedeutend besser, weil die beiden Bataillonskommandeure, die die Flügel-Bataillone haben, sich mit ihrem Kommando nach dem Herrn in der Mitte gerichtet haben.

Nun hebt der Herr Oberst seinen Degen:

„Regiment —"

„Bataillon," kommandirt jeder Major.

„Marsch," ruft der Herr Oberst und senkt seinen Degen.

„Marsch," rufen die Herren Bataillonskommandeure und senken auch ihrerseits den hoch emporgehaltenen Degen — aber wer da glaubt, daß die drei Bataillone nun gleichmäßig mit dem linken Fuß antreten, der irrt sich. Wohl fliegen die linken Beine in die Höhe, aber der Tritt ist nicht rein, und so kommandirt denn der Herr Oberst mit lauter Stimme:

„Regiment —"
„Bataillon —"
„Bataillon —"
„Halt."
„Halt."

Gleichzeitig senkten sich die Degen, aber trotzdem hält das eine Bataillon heute, das andere morgen.

„Regiment Gewehr ab und rühren."
„Gewehr ab — rührt Euch."
„Die Herren Stabsoffiziere."

Abermals setzen sie, die gerufen, ihren Säbel vorschriftsmäßig auf die Lende und reiten im Galopp nach vorne. Und dieses Mal dauert die Unterhaltung der hohen Herren noch viel länger als vorhin, aber als die Versammlung sich endlich auflöste und abermals das Ankündigungskommando „Regiment" ertönt, nimmt sich Jeder vor, sich die größte Mühe zu geben. Sie thun es und so fliegen denn diesmal die Beine gleichzeitig hoch und werden gleichzeitig wieder niedergesetzt.

„So ist der Tritt gut," ruft der Herr Oberst.

Die Herren Stabsoffiziere freuen sich über dieses Lob, aber die Kerls selbst ärgern sich eigentlich darüber, ihnen wäre es viel lieber, die Sache wäre minder schön, damit sie bald wieder zum Rühren kämen.

Vorläufig ist dazu keine oder wenig Aussicht vorhanden, denn der Herr Oberst ist froh, daß er sein Regiment endlich in Bewegung hat und hütet sich, es vorzeitig zum Stehen zu bringen. Mit seinem Adjutanten reitet er im gestreckten Galopp von einem Bataillon zum andern—Alles sehend, und was er trotzdem übersieht oder vielleicht gar nicht merkt, sieht der Adjutant.

„Die Fahne des zweiten Bataillons geht nicht gradeaus," ruft er dem Kommandeur zu und dieser versäumt nicht, sofort den Fehler zu rügen.

„Das zweite Bataillon geht nicht geradeaus,„ ruft er mit Stentorstimme, „die Zwischenräume werden nicht gehalten, die Fahne geht ganz nach —"

„Links," flüstert der Adjutant.

„Nach links — noch mehr rechts der Fahnenträger, noch mehr —" Herr Major, der Mann hat keine Ahnung."

Endlich haben der Herr Oberst und sein Adjutant den Mann da, wo sie ihn haben wollen, aber schon wieder bemerkt das scharfe Auge der Adjutanten einen Fehler.

„Das erste Bataillon marschirt nicht auf Vordermann," flüstert er und der Herr Oberst ruft:

„Das erste Bataillon hat nicht eine Spur von Vordermann — Herr Major, das Bataillon schiebt sich hin und her — das geht so nicht, Herr Major."

Aber auch dieser Schmerz geht vorüber, die wenigen Bewegungen, die das Regiment im Tritt marschirt, sind in wenigen Minuten erledigt, dann kommt das schwierige Thema, das „Treffen-Formiren".

Das ist nun schon bedeutend unangenehmer sowohl für den Herrn Oberst selbst, der, wenn er seiner Sache nicht ganz sicher ist, dabei eine heillose Konfusion anrichten kann, als auch für die Herren Bataillonskommandeure.

Durch das Regiment selbst aber geht, als der Befehl kommt: „Auf das erste Bataillon zwei Treffen formiren — hundert Schritt Abstand und Zwischenraum" ein Seufzer der Erleichterung— und die Kerle irren sich nicht — kaum haben die Stabsoffiziere ihren ersten Befehl gegeben, um die Bataillone dahin zu bringen, wo sie hin sollen, als es auch schon wieder heißt:

„Regiment —"
„Bataillon —"
„Halt."
„Halt."
„Gewehr ab und rühren. Die Herren Stabsoffiziere."

Dann geht die Unterredung von Neuem los, wie der Befehl am kürzesten und klarsten zur Ausführung hätte gelangen können — es dauert lange, ehe der Oberst über diesen Punkt ausgesprochen hat. Aber endlich weiß er nichts mehr zu sagen, er läßt die alte Formation wieder einnehmen und will „den letzten Vers" noch einmal durchmachen.

Sei es aber nun, daß er sich nicht klar genug ausgedrückt hat, sei es, daß er zu deutlich geworden ist — genug, die Sache geht wieder nicht und abermals hieß es:

„Regiment —"
„Bataillon —"
„Halt."
„Halt."

Ach, wie Jeder, der den Stab als Hurrah-Reveille schluckt, sich freut, wenn das Wort: „Regiment —" an sein Ohr tönt! Schon der Abwechslung wegen erheitert es sein Gemüth, denn sonst ist ja Alles „Bataillon". Ein Bataillon ist im Kriege tausend Mann stark — im Frieden heißt es selbst wenn man nur einen einzigen Mann exerzirt: „Bataillon — marsch!", und will man, daß dieser Jüngling, über den man beim Exeziren sich beinahe die Schwindsucht an den Hals ärgert, uns einmal seine schönere Seite, den Rücken, zuwendet, so wird bei dem Kommando, damit besagter Jüngling sich um seine Längsaxe dreht, aus dem „Bataillon" sogar „Ganzes Bataillon". Auch in der Kommandosprache spricht bei dem Militär stets in Hyperbeln — wenn ein einzelner Kavallerist eine Stunde zur Strafe reiten muß und sein Pferd in die für den Reiter unangenehme Gangart des Trabes bringen soll, so sagt man nicht: „Meyer, mein Junge, nun reite Trab!", sondern man kommandirt: „Escadron, Trrraaaab!"

Mit dem Ausdruck „Regiment" wird die Truppe endlich mit dem Titel belegt, der ihr zukommt — das Militär ist ebenso empfindlich wie der Civilist, der doch auch mit seinem wahren Namen angeredet zu werden verlangt — der Nachtwächter wird wüthend, wenn man ihm Nachtrath nennt, und der Soldat, der ganz allein auf einem zehn Quadratmeilen großen Exerzierplatz Wendungen übt, fühlt sich geuzt, wenn man zu ihm „ganzes Bataillon" sagt.

Je kleiner die Abtheilung ist, desto mehr wird der Einzelne gesehen — daher ist das Rekruten-Exerziren, selbst wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, so anstrengend — das Regiments-Exerziren ist im Vergleich damit die reine Badereise. Man wird nie naß bei dieser — dafür sorgen der Himmel und die Vorgesetzten —, aber man hat auch seine Erholung und seine Ruhe. Man kann seine Knochen mehr schonen, und man schont sie auch, denn jeder Soldat ist so erzogen, daß er das